

## RUINENROMANTIK

### *Die Altenrepublik macht sich schön*

---

*In jeder Art seid ihr verloren:  
Die Elemente sind mit uns verschworen,  
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.*  
Mephistopheles in *Faust II*

Nicht Jahre, ganze Jahrzehnte sind vergangen, seit wir beim Spaziergang durch den nahen Wald ein älteres Ehepaar trafen, das wir seit langem nicht gesehen hatten. Wir hielten an und kamen ins Gespräch, bei dem dann auch der Name eines gemeinsamen Bekannten fiel, der, wie wir wussten, kürzlich gestorben war. »Wie alt?« fragte der Mann, und als wir eine Zahl um die neunzig genannt hatten, brach es aus der Frau hervor: »Mein Gott, dann müssten wir ja noch sieben Jahre lang leben!« Die beiden wollten nicht mehr, sie hatten genug vom Leben.

Wer mit den Alten selbst spricht, nicht nur mit ihren Vormündern, den Sozialpolitikern und Gerontologen, den Versicherungsagenten und Pflegeheimbetreibern, hört solche Töne öfter. Die gewonnenen Jahre werden nicht als Geschenk, eher als Zumutung, als Last empfunden, die loszuwerden man dem Tod entgegenlebt. Die Geschäftsführer der Altenindustrie wissen das und unternehmen alles Mögliche, um der gedrückten Stimmung aufzuhelfen. Sie nennen ihre Häuser Residenzen, die Namen wie Kursana oder Sunrise tragen, versprechen Premium-Wohnen und Komfort-Pflege rund um die Uhr und was dergleichen Werbelügen mehr sind. Das müde, lebensmüde Klima, das in diesen Silos herrscht und dem Besucher gleich am Eingang entgegenschlägt, vertreiben sie damit aber nicht, der ganze Aufwand wirkt nur noch wie Hohn. Der säuerliche Altenheimgeruch hängt in der Luft, durchzieht die großen und die kleinen Räume und macht das Atmen auch ohne Maske schwer. Die Entsetzlichkeiten des Alters – hier hat man sie vor Augen, im Ohr und in der Nase.

Die Profiteure wollen davon nichts wissen. Denn Wissen und Darüberreden würde ihr Geschäfts-

möge verderben, und das Geschäft geht eben vor. Es läuft ja auch, ganz wie geschmiert sogar, weil in einer alternden Gesellschaft wie der deutschen die Nachfrage nach ambulanten oder stationären Pflegedienstleistungen das Angebot zwangsläufig übersteigt. Aber der Lack ist ab. Wie überall haben die Jahre auch hier die Wahrheit an den Tag gebracht, und wenn die Statistiker davon berichten, dass die mittlere Lebenserwartung wieder einmal um ein paar Wochen oder Monate gestiegen sei, bei Frauen sogar noch ein bisschen steiler als bei Männern, wird das nicht mehr als frohe Botschaft, sondern als Schicksal wahrgenommen, wo nicht sogar, wie oben dargestellt, als latente Drohung empfunden. Die fröhlichen Barbaren, die im Altenzirkus den Takt angeben, schwärmen zwar immer noch von einer Zeit, in der die Menschen nicht mehr so alt sein werden, wie sie Jahre hinter sich, sondern so jung, wie sie Jahre vor sich haben; aber wer glaubt das noch? Genauso wie ihre Klientel sind die Projektmacher in die Jahre gekommen, sind einfalllos, steril und langweilig geworden. Sie hatten sich gegen die Wirklichkeit verschworen, und die war schließlich stärker.

So lange die Kirche Macht über die Köpfe besaß und die Gläubigen Sonntag für Sonntag daran erinnerte, dass alles Wachstum seine Grenzen hat, waren die Menschen über Leben und Tod noch im Bilde. Die *vox populi* hielt sich an das, was ihr die *vox dei* verkündigt hatte: dass des Menschen Leben siebzig und, wenn es hochkommt, achtzig Jahre währe und, wenn es köstlich war, Mühe und Arbeit gewesen sei. Über solche Banalitäten sind die modernen Altersforscher weit hinaus. Zusammen mit dem lieben Gott haben sie auch die Natur entzaubert und an beider Stelle, *deus sive natura*, sich selbst gesetzt. In dieser Eigenschaft gehen sie der Politik zur Hand, die nun nicht mehr im eigenen, sondern im Namen einer höheren Macht, der Wissenschaft, sprechen darf, wenn sie dem Volk ein längeres und immer besseres Leben in Aussicht stellt. Der alte Utilitaristentraum

vom größten Glück der größten Zahl soll endlich in Erfüllung gehen.

Ein Mann wie Norbert Blüm hat lebenslang dafür gekämpft. Seine Voraussetzungen waren günstig: der Industriegewerkschaft Metall verdankte er den Geruch nach Schweiß, dem Katholizismus den nach Weihrauch, zusammen eine Mischung, die ihm ein Ministerium eintrug, aus dem er einen Sammelplatz für christlich inspirierte Klassenkämpfer machte. *Mundus vult decipi* hatte er in der Kirche gelernt, *Ergo dicipiatur* fügte er als Minister hinzu, stieg aufs Leiterchen und griff zu Pinsel und Leimtopf, um die Parole »Eins ist sicher, die Rente« in eigener Person zu plakätieren. Als wenig später die Rentenversicherung wieder einmal in Not geraten war und Blüm als Großmaul dastand, reagierte er empört: Es sei doch völlig klar gewesen, dass sein Versprechen nur für die laufende Legislaturperiode gegolten habe, vier Jahre also. Und für ihn selbst natürlich, denn seine eigene, großzügig bemessene Altersversorgung, die war nun wirklich sicher. Aber darüber sprach Blüm nicht.

Solidarität hieß das Schlagwort, unter dem er seine Altenpolitik verkaufte. Jung habe für Alt zu sorgen, erklärte er, und berief sich auf das vierte der Zehn Gebote, das Kinder dazu anhält, Vater und Mutter zu ehren, auf dass es ihnen wohlgehe und sie lang leben auf Erden. Davon, dass Kinder dazu verpflichtet wären, neben ihren Eltern auch die Masse derjenigen zu versorgen, die den Witz des Systems kapiert und auf Kinder verzichtet hatten, sagt die Bibel nichts. Sie wusste noch, dass die Solidarität als allgemeine Geschäftsgrundlage nur so lang taugt, wie Geben und Nehmen über die Länge der Zeit gerechnet zum Ausgleich kommen. Das deutsche Rentenversicherungssystem im Umlageverfahren hat das allerdings nie gewollt, tatsächlich ja auch nicht geschafft. Es nimmt den Jungen, um den Alten zu geben, unabhängig davon, ob die zuvor den Jungen gegeben hatten: ein schiefes, ungerechtes und verlogenes System, das der Volksmund nicht einmal karikiert, wenn er behauptet, dass man in Deutschland gut von Kindern lebt, die man selbst nicht hatte. Norbert Blüm und alle seine Nachfolger haben die Solidarität um die Hälfte verkürzt, und weil auch halbe Wahrheiten ganze Lügen sind, stolpert die Rentenversicherung deutscher Bauart von einer Krise in die nächste.

Sozialpolitische Fehlentscheidungen korrigieren sich nämlich nicht von selbst. Sie züchten den falschen Typ, Gestalten wie die Pompadour, die »Nach uns die Sintflut!« rufen, weil sie über die eigene

Lebenszeit nicht hinaussehen wollen. Auf Kosten anderer zu leben, betrachten sie als ihr Standesvorrecht. Sie halten sich für clever und finden nichts dabei, Leistungen auch ohne Gegenleistung zu verlangen. Der Wohlfahrtsstaat hat diesen Typ beileibe nicht erfunden, ihm aber doch das gute Gewissen eingepflegt, mit dem er seine Ansprüche öffentlich vertritt. Glücklicherweise, meint einer von diesen Trittbrettfahrern, sei der Empfang sozialer Wohltaten an keinerlei Voraussetzungen gebunden. In den Genuss staatlicher Transfers komme man unabhängig von persönlichen Eigenschaften, Bindungen an eine bestimmte Gruppe oder Verpflichtungen gegenüber der Familie. »Die Sicherheit, im Notfall ohne Ansehen der Person und eventueller moralischer oder charakterlicher Defizite wenigstens ein Mindestmaß an Unterstützung zu bekommen, stellt eine der großen Errungenschaften der Moderne dar und ist eine Hauptvoraussetzung persönlicher Emanzipation.« Der Schnorrer als Ideal des postmodernen Bürgers – das ist immerhin ehrlich. Sonst aber auch nichts. Schiefelage geht immer nur auf Zeit, und diese Zeit kommt irgendwann ans Ende. Mit Rentnern und Pensionären, Versorgungsempfängern und Anspruchsberechtigten lässt sich auf Dauer kein Staat machen.

Alte Leute, hat Bernard Shaw einmal gesagt, seien gefährlich, weil ihnen die Zukunft vollkommen egal sei. Jedenfalls dann, wäre hinzuzufügen, wenn sie keine Kinder haben; mit Kindern sieht die Welt gleich anders aus. Die Existenz von Kindern macht es freilich schwer, dem unverbindlichen, provisorischen und ubiquitären Lebensstil nachzueifern, den uns die globale Klasse vorlebt; Kinder sind unmodern, und das bekommen sie zu spüren. Wo immer auf Regierungsebene, im Wirtschaftsleben oder im Weltreich von Kunst und Kultur die Würfel fallen, geben die Kinderlosen den Ton an. Sie dominieren in sämtlichen Parteien, besonders ausgeprägt bei den Linken, die damit renommieren, im Interesse der Zukunft auf Nachwuchs zu verzichten. Nietzsche, selbst kinderlos, war da zwar anderer Meinung. Er nannte es lächerlich, wenn Kinderlose sich der Politik annähmen, sie hätten zu wenig Ballast im Boot, um Kurs zu halten. Doch nicht nur über Nietzsche und seinen Realismus ist dieses Boot hinweggegangen. Heute bestimmen Kinderlose wie Merkel oder Scholz die Richtlinien der Politik; und das merkt man ihr an.

Andere Völker beten um das tägliche Brot, hatte schon Stresemann geklagt, die Deutschen beten um ihre tägliche Illusion; das tun sie immer noch.

Nachdem die ehemals so genannte Bevölkerungspyramide die Gestalt einer Urne – schmaler Fuß und breite Schulter – angenommen hat, empfehlen sie diese ausgefallene Form als Muster für die ganze Welt. Rückläufige Einwohnerzahlen, erklären sie, seien sowohl Folge als auch Voraussetzung für wirtschaftliches Wachstum; und weil die Wirtschaft nun einmal das Schicksal sei, dürfe, nein: solle die Bevölkerung ruhig schrumpfen. Eine Enquete-Kommission, die im Auftrag des Deutschen Bundestages dem demografischen Wandel nachspürte, gab sich zwar besorgt: Sie habe von Dingen zu berichten, »die sind so unvorstellbar, dass man sie am liebsten verdrängt. Dazu gehört die Prognose, dass in einige Jahrzehnten die Deutschen in Deutschland eine Minderheit sein werden. Das deutsche Volk des Grundgesetzes als Träger der Staatsgewalt wird es dann nicht mehr geben.«

Das klang zwar traurig, gab aber auch einen kaum noch versteckten Hinweis darauf, wie man mit derart unliebsamen Dingen fertig wird: indem man sie verdrängt. Die Familienministerin, damals Renate Schmidt von der SPD, ging voran, als sie auf Befragen wissen ließ, dass es ihr einigermassen »wurscht« sei, ob es die Deutschen in vierzig oder fünfzig Jahre noch gebe oder nicht. Als nächste kam Johanna Wanka, diesmal von der CDU, mit dem originellen Vorschlag, die Überalterung nicht als Bedrohung, sondern als Chance wahrzunehmen. Schließlich die Kanzlerin selbst, die unter dem Volk nicht länger die Gesamtheit der Staatsbürger verstehen wollte, deutscher Staatsbürger schon gar nicht, sondern alle, »die nun mal da sind«. Als postmoderne Spießerin konnte sie sich die Nation nicht anders als einen riesigen, grenzenlosen, multikulturellen Rummelplatz vorstellen. Für sie und ihre Klasse war das praktisch, denn wenn es kein Volk mehr gab, dann gab es ja auch keine Instanz, vor der sie sich hätte verantworten, für ihre eigenwillige Politik hätte rechtfertigen müssen. Dann konnte sie, was sie schon immer an liebsten wollte, nämlich durchregieren.

Der damalige Bundespräsident wollte das auch. Da sich der Osten Deutschlands mit der Aussicht auf eine schrumpfende und alternde Bevölkerung offenbar schwerer tat als der Westen, wandte Horst Köhler sich an den Osten. Dort hatten die Einwohner zu spät bemerkt, dass sie einem kinderfeindlichen Land beigetreten waren; nun hatten sie Folgen vor den Augen und verstanden die Welt nicht mehr. Angesichts schrumpfender Städte und sterbender Landschaften schien es ihnen passender, von Niedergang als von

Wandel zu sprechen. »Hier geht keiner mehr«, meinte ein Bürgermeister aus dem Süden der alten DDR; aber nicht, wie er hinzusetzte, weil keiner mehr gehen will, sondern weil alle, die gehen wollten, längst gegangen sind. Um dem entgegenzuwirken, empfahl der Bundespräsident, demografische Probleme, die es ja offensichtlich gab, nicht länger als Probleme, sondern als Lösungen für andere Probleme zu betrachten, den Umweltschutz zum Beispiel, den Klimaschutz, den Artenschutz und so weiter. Das war zwar gut gemeint, auf lange Sicht vielleicht sogar auch richtig, kam bei den Menschen, denen das Krankenhaus am Ort, der Bäcker um die Ecke und die Schule in fußläufiger Entfernung fehlten, aber nicht gut an. Sie fühlten sich missverstanden, in ihrer Lebensleistung, wie es dann regelmäßig hieß, nicht anerkannt, und wählten Linke oder AfD.

Die Gewählten wissen offenbar nicht mehr, können und wollen wohl auch gar nicht wissen, was die Wähler bewegt. Sie leben in einer Welt für sich, weit entfernt vom Volk, dem großen Lämmel. Dass es Menschen gibt, die ihre Heimat nicht bloß kennen, sondern auch lieben, und dort leben wollen, wo ihre Eltern gelebt haben und ihre Kinder später einmal leben sollen, ist ihnen unverständlich. Dass die Griechen die schönen Inseln, auf denen sie seit Jahrtausenden zu Hause sind, wo ihre Kirchen stehen und ihre Weinberge liegen, nicht widerspruchlos mit irgendwelchen Fremden teilen wollen, die anders leben, anders sprechen und andere Götter verehren, finden sie empörend. Zu den unveräußerlichen Menschenrechten, auf die sie sich dann gern berufen, zählen sie neben der Freiheit, der Gleichheit und dem berühmten *pursuit of happiness* auch das Recht, sich überall auf der Welt niederzulassen. Vor so viel doktrinärem Humanitarismus hatte André Glucksmann, selbst ein Linker, zwar gewarnt: Eine Demokratie, hatte er gesagt, die jeden, der will, bei sich aufnehme, werde das nicht überleben. Doch damit hatte sich dieser Linke ja nur als eben jener Rechte zu erkennen gegeben, der er nach Ansicht seiner gläubigen Freunde immer schon gewesen war.

In diese hässliche Gruppe fallen alle, die der pompösen Einladung, beim Marsch in die kinderlose Zukunft voranzugehen, nicht folgen wollen. Gründe dafür gibt es zwar genug, aber was zählen Gründe, wenn man der Welt ein Beispiel geben will? Mit ihren 80 Millionen tragen die Deutschen zur Weltbevölkerung von insgesamt gut acht Milliarden Menschen gerade einmal ein Prozent bei – zu wenig,

um etwas Großes zu bewirken. Selbst wenn sie es fertigbrächten, von heute auf morgen von der Erdkruste zu verschwinden, würde das kaum auffallen. Schon in wenigen Monaten wäre ihr kümmerlicher Beitrag durch die ungebrochene Gebärfreudigkeit anderer Länder und ganzer Kontinente mehr als nur aufgewogen. Doch gerade das, seine offenbare Nutzlosigkeit, dürfte diesen Schritt für die Liebhaber symbolischer Aktivitäten wie Mahnwachen, Lichterketten und so weiter attraktiv machen. Etwas um seiner selbst willen zu tun, das sei deutsch, hatte schon Richard Wagner gemeint. Die Deutschen wollen gar nicht handeln, viel lieber wollen sie, wie es in Matthias Claudius' sentimentalem Kriegslied heißt, nicht schuld dran sein – woran auch immer.

Als Mitglied einer aus der Art geschlagenen Art ist der Mensch zur Massenware geworden. Das drückt den Preis. Gewaltmenschen vom Schlage Erdoğan oder Lukaschenkos haben das erkannt und setzen Menschen ungeniert als Waffen ein. In ihren Augen zählt der Einzelne nicht viel, und sie berufen sich auf die Natur, um ihre Rücksichtslosigkeit zu bemänteln. »Die Natur ist großzügig mit ihren sinnlosen Experimenten an der Menschheit«, hält Iwanoff in Arthur Koestlers *Sonnenfinsternis* seinem Opfer entgegen, »und du wagst es, der Menschheit das Recht abzusprechen, mit sich selbst zu experimentieren?« Das ist jedoch die falsche Frage, deswegen auch ein falscher Schluss, denn die Natur ist weder gut noch böse, weder großzügig noch kleinlich, sie ist auch nicht gerecht. Sie ist bloß gleichgültig gegen das Schicksal einer Art, die glaubt, sich auf Kosten aller anderen vordrängen zu dürfen. Wer am Ätna siedelt oder nah am Wasser baut, den Bannwald abholzt und die Meere leer fischt, um sie mit Dreck zu füllen, tut das auf eigene Rechnung und Gefahr und sollte sich nicht wundern, wenn die Natur auf ihre Art zurückschlägt. Sie hat das oft genug getan und wird es noch viel öfter tun, wenn die Wachstumsfetischisten, die der Natur immerzu auf die Sprünge helfen wollen, weiterhin das große Wort führen. Wir können uns von allem emanzipieren, hat Robert Spaemann gesagt, nur nicht von der Natur.

Gewiss, sie lässt die Bäume wachsen; aber doch nicht in den Himmel. Die Natur kennt kein ewiges Wachstum, und wenn es ihr aufgezwungen werden soll, dann weiß sie sich zu wehren. Wie sie das macht, dafür kann die Corona-Pandemie als beispielhaft betrachtet werden. Das Virus wird ja nicht viel mehr als eine Vorhut gewesen sein, der weitere apokalyptische

Reiter folgen werden. Das exzessive Wachstum des *homo sapiens – sapiens a non sapiendo* – hat auch seine Anfälligkeit für Krankheiten und Seuchen aller Art wachsen lassen, noch schneller sogar als seine Fähigkeit, sich dagegen zu wehren: ein riesiges Betätigungsfeld für geschäftstüchtige Philanthropen wie Bill Gates. Acht Milliarden Menschen, einige zu gut, die meisten zu schlecht ernährt, sind ein gefundenes Fressen für Parasiten aller Art, deren einzigartiges Talent, Konkurrenten anzugreifen, sie ihren Wirtstieren überlegen macht. Und so spricht einiges dafür, dass diese mikroskopisch kleinen Lebewesen am Ende Sieger bleiben werden über den Menschen, die Krone der Schöpfung. Das Schwein, wie Gottfried Benn hinzufügte ...

Zurück zur Natur also? Ja, wenn unter der Parole keine Bauernromantik verstanden wird, sondern die Stimme der Vernunft, die dazu rät, das natürliche Gleichgewicht oder, wie es dann meistens heißt, die Tragkraft des Planeten nicht zu überfordern. Was das für die Gattung Mensch bedeutet, davon berichtet eine alte Sage, die Geschichte von Eos, der Göttin der Morgenröte, und ihrem Geliebten, dem schönen Tithonos, der im Unterschied zu seiner göttlichen Freundin aber ein Mensch und deshalb sterblich war. Um das zu ändern, wandte sich Eos an Zeus, den Göttervater, mit der Bitte, ihrem Geliebten die Unsterblichkeit zu verleihen, was Zeus, gerührt durch die Schönheit seiner Tochter, auch gewährte. Jung und verliebt und deshalb wohl ein bisschen töricht, wie sie war, hatte Eos allerdings vergessen, neben der Unsterblichkeit auch das zweite Vorrecht der Götter, die ewige Jugend, zu erbitten. So kam es, dass der schöne Tithonos immer älter wurde, aber nicht sterben konnte. Er schrumpfte, bis er die Gestalt einer hässlichen, ewig nörgelnden Zikade angenommen hatte. Als Eos sein Gezirpe leid war, sperrte sie ihn im ehemaligen Schlafgemach ein, wo er nun bis ans Ende aller Tage vor sich hinzirpen darf.

Solche Geschichten zwingen zur Antwort auf eine Frage, die zwar verpönt ist, der man auf Dauer aber nicht entkommt; schon gar nicht dadurch, dass man den Alten schöne Augen macht und sie zu Senioren ernennt, das lange also mit dem guten Leben kurzerhand gleichsetzt. Es ist die Frage nach dem Wert des Daseins. Jeder, der die Entsetzlichkeiten des Alters in eigener Person oder als Begleiter einer anderen kennengelernt hat, kommt nicht umhin, sich Max Webers harter Frage: »Ob das Leben lebenswert ist und wann?« zu stellen und sie so oder so zu beant-

worten. Wenn uns die Altenforscher, wie es ja tatsächlich geschieht, von einer Zeit vorschwärmen, in der es den alten Menschen, so wörtlich, »nicht mehr gibt«, kann die Antwort darauf doch nur lauten, dass es dann eben nur noch alte Menschen geben wird. Und dass das Leben in einer solchen Welt ein Albtraum wäre; in deutschen Pflegeheimen hat man ihn heute schon vor Augen.

Das Leben als Schicksal zu begreifen, sich mit seinen Überraschungen, Unwägbarkeiten und Zumutungen abzufinden, ist unmodern. Früher war es Aufgabe der Kirchen, die Menschen daran zu erinnern, dass leben, wie man damals sagte, sterben lernen heißt. Der Tod ist ihnen peinlich, sie wissen mit ihm nichts anzufangen und raten uns, sich der Demenzen und der Parkinson-Patienten nicht bloß anzunehmen, sondern von ihnen zu lernen; die Frage ist nur, was. »Lebe!« oder ganz einfach »Sei!« rufen sie den Menschen zu, die wissen wollen, worin der Sinn des Lebens denn bestehen könnte. Und predigen den Karneval auf Dauer. Wenn es dann ernst wird, propagieren sie die Organspende als zeitgemäße Form der Nächstenliebe, und sie verstehen die Welt nicht mehr, wenn sie es mit Leuten zu tun bekommen, die es als Hybris empfinden, das Leben zu verlängern, ohne nach dem Preis zu fragen.

Von einer Gesellschaft, die das Alter als den Olymp des Lebens feiert, Verzicht oder auch nur Mäßigung zu erwarten, ist aussichtslos. Die vom Corona-Virus erzwungene Karenzzeit war noch nicht vorüber, als die Wachstumspropheten zu ihren wohlbekannten Instrumenten griffen und die Menschen dazu anhielten, so schnell wie möglich auf den Wachstumspfad zurückzukehren. Mobilität, Kreuzfahrtrummel, Weltraumtouristik und so weiter – der ganze vulgäre Luxus, den zu genießen die Bewohner der Einen Welt als ihr unveräußerliches Menschenrecht betrachten, soll weitergehen wie bisher. Askese, hatte Arnold Gehlen vor langer Zeit einmal gesagt, Askese sei unter den Bedingungen der Überflussgesellschaft nur so vorstellbar, dass sie an den extremen Enden angreife: beim Wissenwollen, dem Anfangspunkt, oder beim Konsumierenwollen, dem Endpunkt des Prozesses. In beiden Fällen, meinte er, »wäre die Askese, wenn sie irgendwo aufträte, das Signal einer neuen Epoche«. Diese Epoche wird kommen – ganz einfach, weil sie kommen muss.

Am Ende wird es auf eine Neudefinition von Humanität und Humanitarismus hinauslaufen, den Hieb-Stichwörtern der christlichen Universalisten.

Denn diese Begriffe sind gründlich entstellt, missbraucht und missverstanden worden, nicht nur in Deutschland. Das berühmte Foto, das der immer noch so genannten Willkommenskultur vorangetragen worden ist, zeigte einen alten Mann, eine junge Frau und ein paar Kinder, die Hände sehnsuchtsvoll und mitleidheischend nach irgendeinem fremden Ufer ausgestreckt. Das Bild war eine inszenierte Lüge, die Wirklichkeit sah völlig anders aus; das wusste man, und eben deshalb wurde es verschwiegen. Denn wer da kam, das waren kräftige junge Männer, die das öffentliche Leben durch ihren Auftritt bei Straßenfesten oder ihre Tätigkeit im Drogenhandel auf eine Art bereichert haben, die zu begrüßen selbst einem Multikulturellen schwerfallen dürfte.

Tatsächlich will die Leute, die da kommen, ja auch niemand haben, die Kirchen, die Arbeiterwohlfahrt und wie karitative Organisationen sonst noch heißen, natürlich auch nicht, denn sie beeilen sich, die ungeliebten Gäste so schnell wie möglich an den Sozialstaat weiterzureichen, zu Lasten der Allgemeinheit also wieder loszuwerden. Willkommen sind diese Leute nur als Mitglieder einer »Reservearmee«, die Tätigkeiten ausüben, für die deutsche Bewerber nicht mehr zu haben sind. In einer alternden Gesellschaft wie der deutschen sind das vor allem Pflegedienstleistungen aller Art – zwar nötig, aber unbeliebt und deshalb schlecht bezahlt. Und so betreiben die Deutschen sozialstaatliche Nächstenliebe im Stil der Frommen Helene, die den Rotwein, in dem sie gebadet hat, in Flaschen füllen lässt, um den Mühseligen und Beladenen, die sich vor ihrer Villa drängen, etwas Gutes zu tun.